

Der Gottesfrage gebührt die Priorität; sie glaubwürdig darzustellen, ist Voraussetzung kirchlicher Existenz.

Konrad Feiereis

Kommen die Heiden?

Daß wir uns in Mitteleuropa auf heidnische bzw. neuheidnische Zustände zubewegen oder uns sogar schon mitten darin befinden, gehört inzwischen zu den meistgehörten Urteilen zur religiösen bzw. kirchlichen Lage. Und zwar ist dies aus sehr unterschiedlichen Lagern in erstaunlicher Übereinstimmung zu hören: In der „Spiegel“-Interpretation neuer Emnid-Umfrageergebnisse zum Glauben der Deutschen klingt diese Auffassung ebenso an wie in etlichen kirchenoffiziellen Analysen der letzten Jahre.

Ausgangspunkt sind in beiden Fällen im wesentlichen zwei Phänomene: Zum einen der meßbare, nicht zu bestreitende *Zuwachs des Anteils der Konfessionslosen* und der *Rückgang beim Kirchenbesuch* sowie der rückläufige Anteil bejahender Antworten überall dort, wo in Umfragen danach gefragt wird, ob Zeitgenossen bestimmte Glaubensaussagen teilen oder nicht: bei Gottesherrschaft und Auferstehung, Existenz Gottes, Erbsünde und Hölle, Jungfrauengeburt und Jüngstem Gericht. Zum anderen sind es die Erscheinungen einer neuartigen, *außerchristlichen* und *außerkirchlichen Religiosität*, die sich in den Vordergrund drängen und den Eindruck erwecken, als gerate der christliche Glaube in eine Konkurrenzsituation zu den unterschiedlichsten außerchristlichen Strömungen und Inhalten – nicht unähnlich jener aus biblischer oder frühchristlicher Zeit bekannten Konfrontation mit den Heidentümern ringsherum.

Fragwürdige Verwendung eines belasteten Begriffs

Dieser Befund wird allerdings grundverschieden kommentiert: Im einen Fall mit der *Schadenfreude* derer, die ohnehin der Ansicht sind, daß den Restbeständen des Christentums viel zu viel öffentliche Aufmerksamkeit gewidmet wird. Für sie ist jeder Gläubige und Kirchgänger – weil anachronistisch gewordenes Überbleibsel eines vergangenen Obskurantismus – einer zu viel. Im anderen Fall geht es um die Besorgnis derer, die die kirchliche Gemeinschaft zu *mehr missionarischem Elan* auch in den

Teilen der Welt anregen möchten, die traditionell als christlich geprägt gelten. Den einen kann es *gar nicht heidnisch genug* zugehen – je mehr „Heiden“, desto deutlicher der Beweis dafür, wie sehr das Christentum zur kulturellen Randgröße geworden ist –, die anderen greifen zu dem drastischen Begriff des Heidentums, um den *Ernst der Lage* für das zeitgenössische Christentum deutlich zu machen.

Was hat es aber mit der oft wiederholten Auffassung von der zunehmenden Paganisierung der europäischen Kultur tatsächlich auf sich? Trifft sie den Kern der Lage und liefert sie wirklich eine verlässliche Basis, von der aus weitere pastorale und kirchenstrukturelle Entscheidungen getroffen werden können? Bei genauerem Hinsehen sind erhebliche Vorbehalte gegenüber der unbesonnenen Weiterkolportierung dieser Situationsanalyse angebracht.

Da gibt es zunächst einmal Anfragen an den Begriff des Heidnischen. Die derzeitige Verwendung des Begriffs „Heidentum“ zur Charakterisierung der Missionssituation in Ländern, die historisch gesehen meist die Missionare und nicht die Missionierten stellten, geschieht ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, zu dem man glauben könnte, eine als fragwürdig erkannte Verwendung dieses Begriffes aus der Vergangenheit sei überwunden. Die Bezeichnung aller derjenigen, die nicht Christen sind, als Heiden – was nicht nur „Nicht-Christen“ meint, sondern obendrein weniger theologisch als kulturgeschichtlich eine *abwertende Konnotation* mitenthält – ist unübersehbar verbunden mit dem herrscherlichen Anspruch eines Christentums, das einen wirklichen Dialog mit den Weltreligionen noch weit von sich wies. Im Zeitalter nach Assisi, dem Treffen, zu dem Johannes Paul II. 1986 Vertreter zahlreicher Religionen einlud, um mit ihnen zwar getrennt, aber am gleichen Ort zu beten, kann man Nichtchristen nicht mehr pauschal so bezeichnen, als handele es sich um eine *massa damnata* des Unglaubens und der Gott-Ferne.

Aber es geht nicht nur um die fragwürdige Verwendung eines historisch belasteten Begriffes, sondern auch um die Frage, ob der Begriff des Heidnischen unsere heutige religiöse Lage überhaupt adäquat wiedergibt. Heidentum ist

nicht gleichzusetzen mit *Atheismus* bzw. dem Phänomen, daß Menschen dem Religiösen weithin *gleichgültig* und *desinteressiert* gegenüberstehen. Auch wenn der „Heide“ Nicht-Christ ist, kann er auf die eine oder andere Weise sehr wohl ausgesprochen religiös sein bzw. einer konkreten Religion angehören. Selbst wenn heute viel die Rede ist von neuer Religiosität: die zentrale Erfahrung ist doch, daß sehr viele Zeitgenossen auf eine für Christen selbst provozierend unproblematische Weise *ohne Religion auskommen*. Nur eine verbreitete apologetische Optik stellt sich diese Menschen so vor, als stünden sie unentwegt vor abgrundtiefen Sinnfragen, die sie im Rahmen ihrer wie immer gearteten religiösen Orientierung nicht beantworten können. *Radikale Säkularität*, wie sie heute anzutreffen ist, hat mit dem, was man historisch Heidentum nennt, zunächst einmal nichts zu tun.

Gab es jemals Christentum in Reinkultur?

Selbst das, was an neuem Interesse an Religion und Religionen, an Esoterischem, Okkultem und Magischem durch die Köpfe und oft mehr noch durch die Feuilletons geistert, wäre nur sehr unzureichend mit „Heidentum“ beschrieben. In dem *hoch-individualisierten religiösen Eklektizismus*, den eine weltweit vernetzte, extrem mobile und nachideologische Kultur möglich macht, wird nicht das Christentum durch ein neues Heidentum abgelöst, bedrängt oder gefährdet, es entsteht überhaupt kein neues „-tum“. Vielmehr gerät die Unterscheidung von Christlichem und Un-Christlichem ins Schwimmen, Christliches und vermeintlich Unchristliches wird als funktional gleich bedeutend oder unbedeutend, gleich wahr und unwahr, gleich nützlich und nutzlos erlebt. Die Unterscheidung von Christen hier und Heiden dort unterstellt ein Konkurrenzmodell von „-tümern“, „-ismen“ und „-heiten“, das unter unseren Verhältnissen die Wirklichkeit immer weniger bestimmt. Die Heiden von heute, wenn es sie denn geben sollte, haben meist nichts gegen die Christen, wohl aber viel gegen religiöse Großinstitutionen wie die Kirchen, sofern sie ihnen den Eindruck vermitteln, sie erhöhen Monopolansprüche und hüteten privilegierte Positionen in Staat, Gesellschaft und Kultur. Aber nicht nur für die *Gegenwart* stimmt die schroffe Entgegensetzung von Heidentum hier und Christentum dort, wie sie heute gerne Verwendung findet, so nicht. Die Vorstellung, während das dezidiert und ausdrücklich Christliche an Boden verliere, gewinne das Heidnische an Bedeutung, verkennt die offensichtliche spannungsreiche Verzahnung zwischen beidem. Auch in der *Vergangenheit* hat es das Christliche in Reinkultur, also ganz ohne heidnische, nichtchristliche Einsprengsel, Substrate und Beeinflussungen, nie wirklich gegeben, auch wenn Reformen immer wieder für seine Reinheit gekämpft haben. Die Vorstellung, daß das Heidentum einst ganz vom Christentum abgelöst wurde, während wir jetzt vor der möglichen Entwicklung stehen, daß der Sieger von damals schon bald der Unterlegene sein könnte, macht es sich zu einfach.

In gewisser Weise war vor allem das nordeuropäische, protestantische oder auf die eine oder andere Weise vom Protestantismus beeinflusste, Christentum wahrscheinlich noch nie so wenig heidnisch wie heute. Könnte der Bedeutungsverlust des Christentums und der Eindruck einer zunehmenden Paganisierung nicht vielleicht sogar damit zusammenhängen, daß das Christentum *immer weniger Möglichkeiten bietet, Heidnisches und Christliches in Form von Volksfrömmigkeit und ähnlichem mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zu vermengen*? Das würde dann bedeuten, daß Zeitgenossen nicht etwa das Heidnische suchen, *weil* und in dem Maße, *wie* sie sich vom Christentum lossagen, sondern weil das Religiöse an der Religion, das Heidnisch-Rituelle und der Aberglaube im Rahmen christlicher religiöser Praxis weniger gut unterzubringen sind als in früheren Zeiten.

Kennzeichnend für die gegenwärtige Situation wäre demnach weniger ein Zuwachs an Heidentum als vielmehr die Tatsache, daß sich die immer vorhanden gewesene *nicht-christliche Religiosität außerkirchlich manifestiert*. Man sucht sich seine gewünschte Portion Heidentum nicht mehr im Rahmen dessen, was die christlich geprägte Einheitskultur erlaubt bzw. nicht ausmerzen kann, sondern ganz nach eigenem Gusto individuell selbst. Man versteht Religion weniger als etwas gemeinschaftlich Gelebtes mit verbindlichen Ansprüchen und einem klaren Profil, sondern bastelt sich selbst je nach augenblicklicher Befindlichkeit etwas zusammen, dem man nicht absprechen kann, daß es sich um etwas wie ein religiöses Stützkorsett zum Leben handelt.

Die These vom zunehmend heidnischen Europa steht jedoch noch aus einem anderen Grund auf eher wackeligen Füßen: Die *Messinstrumente*, mit denen die abnehmende Christlichkeit und das vermeintlich zunehmende Heidentum gemessen werden, taugen für Feststellungen dieser Art kaum. Es fängt damit an, daß in erster Linie eine *abnehmende Christlichkeit* quantifiziert wird und viel weniger das vermeintlich *positiv zunehmende Heidentum*.

Demoskopie taugt nicht als einziger Maßstab

Die grundlegende Crux vieler Erhebungen bzw. ihrer oftmals vordergründigen Deutung liegt darin begründet, daß auf diese Weise möglicher und vielfach auch legitimer *Wandel* in den Einstellungen und Glaubensüberzeugungen, in der Glaubenspraxis und in der Haltung gegenüber den Kirchen nicht hinreichend in den Blick kommt. Von welchem Punkt an müssen Abweichungen und Veränderungen als heidentumsverdächtig bezeichnet werden? Wieviel Prozent der Bevölkerung müssen angeben, daß „Gott existiert“, damit man sie noch als „christlich“ bezeichnen kann und ab welchem Prozentsatz kann sie als „heidnisch“ gelten? Von welchem Normalmaß an Christlichkeit ist auszugehen? Gegenüber der Größe der neoromanischen und neogotischen Kirchengebäude aus dem

19. und dem Glaubenseifer der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts ist immer nur Niedergang festzustellen. Können aber die etwa unmittelbaren Nachkriegsjahre wirklich die verbindliche Vorgabe sein, von der her Normalität zu bestimmen ist?

Wenn die Katholiken sich immer weniger als solche von nichtkatholischen christlichen Populationen abheben, ja in gewisser Weise „protestantischer“ werden, werden sie deswegen bereits „heidnisch“? Dasselbe fragt sich in bezug auf die Tatsache, daß Katholiken bei Umfragen in steigendem Maße Meinungen äußern, die von der amtlichen kirchlichen Linie abweichen bzw. als unvereinbar mit ihr gelten. Unter Mißachtung der Hierarchie der Wahrheiten wird vielfach eine historisch kontingente Form des Christentums als normativ angesehen, und ausgehend von ihr wird darüber gerechdet, ob die Gegenwart noch christlich oder nicht bereits heidnisch ist.

Auch das *demoskopische Abfragen einzelner Glaubenswahrheiten* in einem überholten Katechismusstil taugt als Meßinstrument nur sehr begrenzt. Während ernsthafte Theologie darüber nachdenkt, inwieweit die Rede vom „allmächtigen Gott“ nicht zumindest mißverständlich, wenn nicht fragwürdig sein kann, soll bei demoskopischen Erhebungen die Antwort auf die Frage, ob Gott allmächtig sei, darüber Auskunft geben, wieviel Zeitgenossen noch Christen sind. Wenn – wie jetzt in der Emnid-Studie – nur mehr 24 Prozent – und nicht 34 Prozent wie vor 25 Jahren – den Satz „Es gibt eine Hölle“ bejahen, muß es einem da wirklich angst und bange werden um den christlichen Glauben hierzulande, wo doch weiterhin 56 Prozent einen ein in der Hierarchie der Wahrheiten ungleich zentraleres Thema berührenden Satz gleichen Sprachtyps wie „Es gibt Gott“ für sich akzeptieren? Die größte Einbuße in der Emnid-Befragung – ein Rückgang von 49 auf 32 Prozent – ist bezeichnenderweise bei dem „Glaubenssatz“ „Die Menschen stammen von Adam und Eva ab“ festgestellt worden. Auch der gläubigste Christ wird diesen Satz nicht einfach naiv bejahen, ohne ihn nicht wenigstens für sich mit geistigen Fußnoten zu versehen.

Gerade aus der Diskussion um ein vermeintlich oder tatsächlich „christliches Europa“ wurde im übrigen hinlänglich deutlich, daß die Christlichkeit Europas nicht einfach daran gemessen werden kann, zu welchem Prozentsatz die Europäer auf Fragen von Demoskopern zu Protokoll geben, daß es die Erbsünde, die Hölle oder das ewige Leben „gibt“, und über wieviel politischen und gesellschaftlichen Einfluß die Kirchen verfügen. Die moderne Kultur mit den Menschenrechten und dem liberalen, demokratischen Staat ist – auch wenn sie selbst vielfach gegen den erklärten Willen der christlichen Kirchen durchgesetzt werden mußte und obwohl man bei manchen ethisch relevanten Fragen, etwa im Zusammenhang mit der Abtreibungsdiskussion, zuweilen einen anderen Eindruck haben kann – auf eine viel grundlegendere Weise vom Christentum geprägt, als sie selbst, aber auch viele Christen es bis heute realisieren. *Der moderne „Heide“*

hat mehr Christliches verinnerlicht, als er sich bewußt sein mag und als in Antworten auf Katechismusfragen der genannten Art zum Ausdruck kommen kann – wie lange dieses Erbe wirksam bleibt und wie es lebendig erhalten werden kann, ist allerdings eine andere Frage.

Wie gesagt: Wer manche allzu einlinige Niedergangsszenarien zurückweist, kann und darf auch gar nicht bestreiten, daß das Christentum bzw. der christliche Glaube gegenwärtig auf dramatische Weise an Rückhalt in den europäischen Industrieländern einbüßt, daß es nicht pessimistisch, sondern eher realistisch ist, anzunehmen, daß Christen im christlich geprägten Europa zur Minderheit werden. Diese Tatsache ist jedoch *erstens* keineswegs ein hinreichender Grund dafür, die Christen und die christlichen Kirchen partout als kulturprägende Kraft ausschalten zu wollen.

Nicht Niedergang, sondern Wandel

Für die Kirchen bedeutet dies *zweitens* aber, daß einer verengten Sicht von der gesellschaftlichen Präsenz des Christentums gleichkäme, würden sie ausschließlich auf ein vermeintlich *reines Christentum* der im Sinne der Kirchen Hochentschiedenen setzen. So verhängnisvoll es auch wäre, weiterhin unbesehen auf volkskirchliche Strukturen der Vergangenheit zu setzen, mindest ebenso groß ist die Gefahr, den Glauben von seinem anthropologisch-kulturellen Umfeld lösen zu wollen – und damit die Zugänge zu ihm erst recht zu versperrern.

Schließlich führt *drittens* kein Weg daran vorbei, die Veränderungen auf dem Gebiet von Glaube und Religion nicht in erster Linie als Niedergang, Untergang und Abfall zu begreifen, sondern als einen *gewaltigen Wandel*. Die Gründe dafür, daß vergangene Zeiten institutionell wie bewußtseinsmäßig stärker christlich geprägt waren als die heutige, hatte nicht nur mit der inhaltlichen Substanz und der unverfälschten Anziehungskraft von Glauben zu tun; daß es heute anders ist, ebenso wenig. Was sich auf den ersten Blick als Verlust ausnimmt, sind möglicherweise Verlagerungen, Umwertungen, die zu ermesen uns bis heute nicht leicht fällt. Die Entscheidungen für den Glauben wie auch die gegen ihn, ja überhaupt erst die Notwendigkeit, sich in diesen Fragen wirklich unausweichlich individuell entscheiden zu müssen und nicht mitschwimmen zu können in dem, was alle tun, hat die Bedingungen, unter denen Glaube und Religion hierzulande gelebt werden, radikal verändert. Unter manchem außerchristlichen Etikett lebt etwas fort, was es nicht verdient hat, vorschnell als heidnisch diffamiert zu werden. Anstatt Zeitgenossen als neue Heiden auszugrenzen und Klage zu führen über die schlechten Zeiten, gibt es nur einen Weg, sich auf die Situation einzustellen und für ihre Herausforderungen gewappnet zu sein: den jüdisch-christlichen Gottesglauben mit Mitteln der Gegenwart auszusagen und lebendig zu machen, ja zu sagen zum kulturellen Wandel mitsamt seinen Ambivalenzen, um sich so positiv und nicht defensiv den Zeichen der Zeit zu stellen.

Klaus Nientiedt